



Mawa

von Arthur Schubart

Illustriert von Max Ludwig.

Beim Mokka sprach man über Kolonialfragen und erwähnte dabei die Eigenschaften, wodurch die Briten zur Welt Herrschaft besonders befähigt werden. Einer der Herren, ein weitgereister Ingenieur, nickte nachdenklich und sagte dann kühl: „Politisch sind sie uns andern allerdings über durch ihre Veranlagung, das rein Menschliche aber kommt dabei meistens zu kurz. Ich habe oft den Eindruck gehabt, daß die Engländer uns trotz der germanischen Verwandtschaft gefühlsmäßig viel ferner stehen als die Romanen, ja sogar als die Slawen, gleichsam wie ganz anders geschaffene Menschen, die uns manchmal so fremd anmuten, als wären sie Marsbewohner . . . Ganz besonders peinlich hab' ich das seinerzeit einmal in Vorderindien empfunden . . .“

Er schwieg, anscheinend nicht gewillt, mehr zu sagen; als er aber aller Augen erwartungsvoll auf sich ruhen sah, fuhr er fort

„Ich war damals im Dienst der anglo-indischen Regierung mit einer Vermessung beschäftigt, die mich längere Zeit am Hof eines der zahlreichen eingeborenen Vasallenfürsten festhielt. Der Radschah, ein junger Hindu von gewinnendem Aeußern, fand an mir Gefallen, lud mich immer wieder zu seinen Jagden ein, unter denen die auf Tiger eine Hauptrolle spielten, überhäufte mich mit Gunstbeweisen aller Art und schenkte mir unter anderem auch eine junge Schönheit aus seinem eigenen Harem.

Mawa, ein etwa zwölfjähriges Hindumädchen, war zwar körperlich erblüht, seelisch aber noch ganz Kind und glich in ihrem traumhaften Hindämmern mehr einer tropischen Pflanze als einem Weibe.

Ich wußte nichts mit ihr anzufangen, durfte mir das aber weder merken lassen noch gar die Kleine wieder zurückschicken, ohne meinen Gönner tödlich zu kränken. So richtete ich ihr denn ein paar Räume meines weitläufigen Hauses ein, besuchte sie täglich und erfreute mich an ihr wie etwa an einem seltsamen Vogel, der durch sein Aeußeres besticht, ohne einem ernstlich etwas zu bedeuten.

Sie selbst schien mit den neuen Verhältnissen zufrieden, gefiel sich in der Gesellschaft ihrer vom Radschah mitgesandten Dienerinnen, schwelgte in Putzsachen und Leckereien, womit ich sie regelmäßig bedachte, tanzte auch hier und da wie eine lebend gewordene zierliche Bronzestatue einen ihrer heimatlichen Reigen — — die meiste Zeit aber saß sie in sich versunken, in süßem Nichtstun vor sich hinträumend, blumenhaft vegetierend, oder sie summete schwermütige Lieder und wand dabei stark duftende Blüten zu anmutigen Ketten und Kränzen.

Mich begrüßte sie bei meinen täglichen Besuchen etwa wie ein siebenjähriges Mädchen unserer Rasse seinen alten Onkel, durchstöberte mit der drolligen Begehrlichkeit eines genäschigen Aeffchens meine Taschen nach Geschenken, schaukelte sich auf meinen Knien und ließ mich bald ein buntes Seidentuch oder eine ihrer Blumenketten, bald einen feierlichen Tempeltanz bewundern, den sie in unschuldsvoller Halb- nacktheit aufführte.

Lächeln sah ich sie nie, ebensowenig weinen. Es war, als schlummere oder fehle das, was wir Seele nennen, in diesem lieblich gestalteten Körper, der statt aus Fleisch und Blut aus blaßgrauer Bronze gebildet schien.

So glaubte ich wenigstens, damals noch ganz unvertraut mit dem Charakter dieser seltsamen Wesen und ihrer fabelhaften — soll ich sagen Selbstbeherrschung oder Verstellungskunst? . . . bis mich ein sonder-